



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

St. Josephsgärtchen.

---

# St. Josephsgärtchen.

## Tod des hl. Joseph.

(Schluß.)

Joseph wurde gegen das dreißigste Jahr Jesu immer schwächer und ich sah Jesus und Maria öfter mit ihm zusammen. Maria saß auch manchmal vor seinem Lager und bediente ihn. Ich sah sie selten essen, und wenn sie aßen oder dem hl. Joseph eine Erquickung an sein Lager brachten, so waren es drei weiße, etwa zwei Finger breite, länglicht viereckige Schnittchen, die auf einem Tellerchen neben einander lagen, oder kleine Früchte in einem Schälchen; auch gaben sie ihm aus einem Krüge zu trinken.

Als Joseph starb, saß Maria zu Häupten seines Lagers und hatte ihn in den Armen, Jesus stand in der Gegend seiner Brust. Ich sah die Stube mit Glanz und Engeln erfüllt. Er wurde, die Hände unter der Brust gekreuzt, ganz in ein weißes Tuch gewickelt, in einer schmalen Kasten gelegt und in einer recht schönen Grabhöhle beigelegt, die er von einem guten Mann erhalten hatte. Es gingen außer Jesus und Maria nur wenige Menschen mit dem Sarge; aber ich sah ihn von Glanz und Engeln begleitet. Später wurde sein hl. Leib von Christen nach Bethlehemi in ein Grab gebracht. Ich meine immer, ihn jetzt noch umverkehrt dort liegen zu sehen.

Joseph mußte vor dem Herrn sterben, denn er hätte seine Kreuzigung nicht überstehen können. Er war zu schwach und zu liebend. Er litt schon sehr vieles durch die Verfolgungen, die der Heiland von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahr durch allerlei heimliche Tücke der Juden zu leiden hatte. Diese konnten ihn nicht vor Augen sehen und sagten immer mit Neid, der Zimmermannssohn wolle alles besser wissen, weil er der Lehre der Pharisäer oft widersprach und immer viele junge Leute um sich hatte, die ihm anhängen.

Auch Maria hat bei diesen Verfolgungen unendlich gelitten. Mir sind solche Schmerzen immer größer erschienen als wirkliche Martiern. Unbeschreiblich ist die Liebe, mit der Jesus diese Verfolgungen und Tücken der Juden als Jüngling ertragen hat.

Nach dem Tode Josephs zogen Jesus und Maria in ein Dertchen von wenigen Häusern zwischen Rapharnaum und Bethsaida, wo ein Mann aus Rapharnaum, der die hl. Familie sehr liebte, Jesus ein Haus zum Aufenthalte übergab. Es war einzeln gelegen und mit einem Graben von stehendem Wasser umgeben; auch wohnten ein paar Leutchen zur Bedienung darin; die Lebensmittel aber schickte der Eigentümer aus Rapharnaum.

Maria Kleophä, welche mit ihrem dritten Ehemann, dem Vater des hl. Simeon, späteren Bischofs von Jerusalem, das Haus Annas bei Nazareth bewohnte, ist nun in das Haus Mariä nach Nazareth mit ihrem Knaben Simeon gezogen. Ihre Knechte und übrigen Angehörigen sind in Annas Haus zurückgeblieben.

## Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Die ersten Monate hatte Anna Katharina als Postulantin in weltlicher Kleidung zuzubringen. Sie

wohnte mit Klara Söntgen auf einer Zelle und war keinen Augenblick sicher, ob sie nicht wieder fortgeschickt würde. Doch Gott verlieh ihr in dieser Zeit so viele Kraft, daß sie durch Handarbeit dem Kloster Nutzen bringen und nebenbei durch Nähen so viel für sich verdienen konnte, um ihre geringen Bedürfnisse und die Kosten der Einkleidung zu bestreiten.

Am 13. November des Jahres 1802 erhielt sie das Ordenskleid und wurde förmlich als Novizin aufgenommen. Es wurde ihr die schlechteste Zelle im Kloster angewiesen mit einem Stuhle ohne Lehne und einem zweiten ohne Sitz; den mangelnden Tisch ersetzte das Fenstergestirnse. „Aber diese meine Zelle“, gestand sie später oft, „war mir doch so voll und prächtig, daß mir der ganze Himmel darin zu sein schien!“

Anna Katharina sehnte sich nach den strengen Abtötungen und Verdemütigungen, welche die alte Klosterregel vorschrieb; aber niemand war, der sie ihr auferlegte. Darum ließ es Gott geschehen, daß sie von der ersten Zeit des Noviziates an unschuldig verdächtigt, angeklagt und öffentlich bestraft wurde, was sie ohne Murren, ohne Entschuldigung und Verteidigung zu ertragen hatte.

Um Weihnachten des Jahres 1802 wurde sie krank; sie empfand in der Herzgegend so heftige Reinen, daß sie nicht mehr imstande war, die gewohnten Arbeiten zu verrichten. Es schien ihr, als werde sie unaufhörlich von Pfeilen durchbohrt, und sie ward endlich auf dem Krankenlager festgehalten. Die wahre Ursache dieser Krankheit wagte Anna Katharina in ihrer tiefen Demut nicht einmal sich selber, geschweige den Klosterfrauen, einzugestehen, obschon sie dieselbe aus dem Gesichte kannte, das ihr bei der Einkleidung die innere Bedeutung dieser Feier und aller geistlicher Gewänder, die sie mit größter Ehrfurcht und Dankbarkeit dabei empfing, gezeigt hatte.

Der hl. Augustinus hatte ihr nämlich als Patron des Ordens die Gewänder umgelegt, sie zu seiner Tochter angenommen und ihr seinen besondern Schutz verheißen. Er hatte ihr sein liebestammendes Herz geoffenbart und ihr eigenes dadurch mit solcher Feuer entzündet, daß sie sich fortan seiner Ordensfamilie inniger vereinigt fühlte, als den leiblichen Eltern und Geschwistern. Von nun an sah und empfand sie die innere geistige Bedeutung des geweihten Ordenskleides so tief und lebendig, wie ein gewöhnlicher Mensch die Wirkung eines gewöhnlichen Gewandes erfahren mag, und sie fühlte und erlebte die Natur der geistlichen Gemeinschaft, in welche sie das Kleid mit den andern Nonnen gebracht hatte, gleichwie geistige Strömungen oder wie die Fäden eines Bandes, das, durch alle sich verbreitend, zu ihr als dem Herde oder Mittelpunkt wieder zurücktreibt. Ihr Herz war jetzt zur geistlichen Mitte dieser Gemeinde geworden; denn es hatte die furchtbare Aufgabe, leiblicher Weise alle Schmerzen und Verletzungen zu fühlen, welche die Fehler der Klosterfamilie dem Herzen des himmlischen Bräutigams bereiteten.

Dazu kommen dann noch schwere Versuchungen seitens des bösen Feindes. Er trat zu ihr als ein Engel des Lichtes und wollte sie bereden, wieder in die Welt zurückzukehren, da Unmögliches von ihr ver-

langt würde. Ein anderesmal kam es ihr zur Nachtzeit vor, als träten die Oberin und Novizenmeisterin an ihr Bett, und überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen, welche sie mit der Erklärung schlossen, sie sei des klösterlichen Berufes ganz unwürdig und müsse aus der Gemeinde fortgewiesen werden. Anna Katharina nahm alle Beschuldigungen schweigend an, erklärte sich selbst der Aufnahme für unwürdig und bat nur um Schonung und Geduld. Am nächsten Morgen erkannte sie das Ganze als ein Blendwerk des bösen Feindes und dankte Gott, daß er ihr die Kraft verliehen, sich in Wahrheit als des Klosters unwürdig zu fühlen und dadurch den Versuchter zu besiegen.

(Fortsetzung folgt.)

### Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

Ich konnte nichts essen; meine Aufregung war viel zu groß. Doch packte ich einige Nahrungsmittel zum Mitnehmen ein; auch machte ich mir Laue zurecht und eine Art Tragbahre. Denn ich dachte mir, Stella und Tota würden, wenn wir sie fänden, kaum imstande sein, zu gehen. Wie langsam doch die Zeit verstrich! Es schienen Stunden, ehe der Mond aufging. Endlich brach er hinter den Bergen hervor.

Wir brachen auf. Im ganzen waren wir ungefähr hundert Mann; aber wir besaßen nur fünf Gewehre, meine Elefantentüchse und vier andere, die Herrn Carson gehört hatten. Bald erreichten wir die Stelle am Fluß, wo Stella von den Pavianen geraubt worden war. Die Schwarzen betrachteten die zerrissenen Hunde und die sonstigen Zeichen roher Gewalt, und ich hörte, wie sie sich gegenseitig zuschwuren, nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie jeden Pavian im ganzen Bezirk umgebracht hätten, mochte nun der „Stern“ noch am Leben sein oder nicht.

Wir gingen den Fluß entlang und folgten der Spur der Paviane, so gut wir eben konnten. Der Fluß selbst zeigte außer dem umgeworfenen, mit Moos bedeckten Stein absolut keine Spur, und das felsige Ufer nur wenig. Dennoch wanderten wir die ganze Nacht hindurch rüstig voran, mitten zwischen den einsamen, mondbeglänzten Tälern hindurch und störten von Zeit zu Zeit das heilige Schweigen durch laute Rufe, die in den Felsenwänden ringsum ein tausendfaches Echo weckten. Umsonst, es folgte keine Antwort durch eine menschliche Stimme. Vergebens durchspähte unser suchendes Auge die Seitenwände der zahllosen Abgründe, die zerklüfteten Felsen, die in phantastischen Formen wild zerklüftet aufeinander getürmt waren, und die mit Farnkraut bewachsenen Schluchten. Es war nichts zu finden.

So wanderten wir trostlos hin und her, bis uns endlich der Morgen mit wunden Füßen und todmüde nieder in der Nähe des Ortes fand, von dem wir ausgegangen waren. Wir setzten uns nieder, schauten der Sonne zu, wie sie am fernen Horizont so blutrot heraufkam, und die Leute aßen von dem, was sie mitgebracht hatten und sandten nach den Kraals, neuen Speisevorrat zu holen. Mir selber war noch immer kein Appetit zum Essen gekommen.

Mit gebrochenem Herzen sah ich etwas abseits auf einem Stein und sann meinem Glende nach. Ich hatte keinen anderen Gedanken als an Stella, und wollte sie wieder haben um jeden Preis. Ach, was habe ich doch in jenen Stunden gelitten, mehr als sonst in einer Reihe von Jahren! — In meiner Nähe

stand der alte Indabasimbi; er starrte regungslos hinaus ins Blaue und tat, als sähe er nichts von alledem, was um ihn vorging. — Da durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke: Dieser Mann hatte geheimnisvolle Kenntnisse, das wußte ich schon längst; mehr als einmal hatte er mir dies und jenes prophezeit, und jedesmal war seine Aussage eingetroffen. Vielleicht konnte er mir auch jetzt wieder helfen, auf jeden Fall wollte ich einmal einen Versuch machen.

„Indabasimbi“, begann ich traurig, „du hast mir einmal gesagt, du könntest deinen Geist durch die Tore der Unendlichkeit wandern lassen und sehest da Dinge, die wir nicht sehen. Wie, alter Freund, könntest du mir jetzt nicht helfen? Wenn du mir Stella rettest, will ich dir die Hälfte von alledem Vieh geben, das ich hier besitze.“

„Makumafan“, entgegnete er, „deine Worte sind mir fremd; nie habe ich derartiges gesagt. Meine Stärke besteht in Taten, nicht in Worten, und über gewisse Dinge pflege ich gar nicht zu reden. Auch bin ich nicht wie die anderen gewöhnlichen Wahrsager, Regendoktoren und Zauberer, denn ich verlange keinen Lohn; im Gegenteil, ich verachte ihn. Uebrigens ist es gut, daß du mich gebeten hast, denn sonst hätte ich es nicht getan, nicht einmal des „Sternes“ wegen, der mir das Leben gerettet hat, und den ich liebe. Hätte ich trotzdem gehandelt, so wäre mein Geist unwillig geworden und von mir gewichen. Fragen und Bitten hätten auch nichts genützt, denn ich habe soeben erst das Kraut gefunden, dessen ich zu meinem Werke bedarf; damit holte er eine handvoll Blätter hervor, die ich nicht kannte. Die Pflanze hatte stachelige Blätter, ganz ähnlich der gewöhnlichen Brennessel; sie war es aber nicht.

„Makumafan“, fuhr er fort, „sage den Leuten, sie möchten uns eine Weile allein lassen, und folge mir dann nach der kleinen Lichtung drunten beim Wasser. Ich tat es. Als ich beim Wasser ankam, war Indabasimbi eben damit beschäftigt, unter dem Schatten eines Baumes, der am Flußufer stand, ein kleines Feuerchen anzuzünden. „Setze dich dorthin, Makumafan“, sprach er, auf einen Stein dicht beim Feuer zeigend, „und erschrick über nichts, was du jetzt siehst, und vor allem sprich kein Wort und rühre mich nicht an! Laß mich allein machen, außerdem würdest du alles verderben.“

Ich setzte mich nieder und war nun Zeuge folgender Szene: Als das Feuer hell brannte, zog der alte Burche seine Kleider aus bis auf seine umutscha (Lendengürtel), stieg ins Wasser und tauchte darin unter. Zitternd vor Kälte kehrte er nach einer Weile zurück, bog sich über das Feuer, nahm Blätter der oben erwähnten Pflanze in den Mund und begann sie eifrig zu kauen, indem er dabei von Zeit zu Zeit geheimnisvolle Worte murmelte. Die meisten Blätter aber warf er ins Feuer. Bald stieg ein dunkler, schwarzer Rauch auf. Indabasimbi hielt den Kopf darüber und sog ihn gierig ein, bis ich alle Anzeichen des Erstickens an ihm wahrnahm. Denn seine Brust schwellte hoch an, seine Halsadern wurden fingersdick, die träufelnden, blutunterlaufenen Augen quollen ihm fast aus dem Kopf, und dabei stöhnte und röchelte er, mühsam nach Atem ringend, ganz entsetzlich. Plötzlich fiel er um, sank vollends nach der linken Seite hinüber und lag nun bewusstlos am Boden. —

Ich war furchtbar erschrocken und wollte schon aufspringen, ihm Hilfe zu leisten, als mir gerade noch

seine letzte Mahnung einfiel. So blieb ich also ruhig sitzen. Indabasimbi aber lag wie tot an der Erde. Anfangs hingen ihm die Glieder schlaff herunter, dann wurden sie aschgrau und zuletzt steif. Die Todesstarre war eingetreten! Nach einer Weile zeigte sich auf der Brust ein Verwesungsfleck; er wurde größer und größer, und nach drei Minuten war der Leichnam schwarzblau. Ich schaute und schaute den seltsamen Burschen an. Es fehlte jetzt nichts mehr, als daß er vor meinen Augen in Staub und Asche zerfiel. Doch so weit kam es nicht. Nach einer Weile bemerkte ich vielmehr, daß sich die Bläue wieder langsam verlor, zuerst von den Extremitäten, dann vom Gesicht und

Auch die Totenstarre ließ nach, die Glieder wurden wieder weicher, ein Zittern durchbebte den Leib, dann schlug er die Augen auf, neigte seinen Kopf etwas nach der linken Seite, stand zuletzt auf und sprach: „Es ist alles in Ordnung; ich habe sie gesehen!“

„Wen gesehen?“ frug ich außer mir vor Staunen.

„Den Stern, deine Frau, und das kleine weiße Mädchen. Sie sind in großer Furcht und sehr betrübt, sonst aber unverletzt. Die Pavianfrau bewacht sie. Sie ist verückt und hat ganz den Verstand verloren, dennoch aber gehorchen ihr die Paviane und sie tun den beiden nichts zuleide. Der „Stern“ schlief aus Erschöpfung. Ich flüsterte ihr ins Ohr, sie möge sich nicht ängstigen, denn du würdest bald kommen, sie zu befreien; inzwischen aber solle sie sich freundlich gegen Hendrika benehmen und tun, als freue sie sich, in ihrer Nähe zu sein.“

„Wie, du hast mit ihr gesprochen? Du sagst hier steif und kalt, wie tot und schon in Verwesung übergegangen; wie konntest du ihr also etwas ins Ohr flüstern?“

„Bah! Makumasan, von solchen Sachen versteht du nichts. Nur das eine will ich dir sagen: ich mußte sterben, um die Tore des Alls zu passieren, wie du sie nennst. Alle Lebenskraft mußte aus meinem Leibe schwinden, und nur so erlangte ich die Gewalt, mit dem „Stern“ zu reden. Uebrigens ist das eine gefährliche Sache, Makumasan, noch ein paar Minuten länger, und ich wäre nicht mehr aufgewacht. Ihr weißen Leute wißt so viel, ihr glaubt, ihr wißt alles; doch das ist keineswegs der Fall. Ihr starrt immer in

die Wolken und guckt mit euren Gläsern und Rohren nach den Sternen und dabei kennt ihr nicht einmal die Dinge, die vor euren Füßen liegen. Ich sehe es dir an, Makumasan, du glaubst mir auch jetzt noch nicht. Doch ich will es dir zeigen. Hast du nicht irgend etwas bei dir, was der „Stern“ berührt oder getragen hat?“

Ich dachte eine Weile nach, und sagte dann, ich hätte in meinem Notizbuch eine Haarlocke von Stella. „Ganz vorzüglich!“ rief er aus. „Her damit!“ Ich gab sie ihm. Er ging zum Feuer, zündete die Haare an und ließ sie zu Asche verbrennen. Letztere vermischte er in seiner linken Hand mit dem Reste der

Pflanzenblätter, von denen ich vorhin gesprochen und formte daraus einen Brei. „Schließ die Augen, Makumasan!“ — Ich tat es; nun rieb er mir den Brei in die Augenlieder. Erst brannte es etwas und dann wurde mir ganz schwindlig; ich konnte kaum mehr den Boden unter den Füßen fühlen. Indabasimbi führte mich zum Flusse, und es war mir, als erblicke ich eine Fläche ganz hellen, wundervollen Wassers.

„Schau da hinein!“ befahl Indabasimbi, und seine Stimme klang hohl, als käme sie aus weiter Ferne.

Ich blickte hinein. Anfangs sah ich nichts Bestimmtes; dann aber fing es an, sich zu bilden und zu formen, und zuletzt sah ich über steilen Felsenwänden eine tiefe Höhle, in der ein Feuer brannte. An der Rückwand saß — Stella. Das Kleid war ihr halb

vom Leibe gerissen; sie sah entsetzlich blaß und müde aus, und ihre Augen waren rot vom Weinen. Dicht bei ihr, den Kopf an ihre Brust gelehnt, saß die kleine Tota. Es war ein Fell über sie geworfen, offenbar, um sie vor der Nachtkälte zu schützen. Am Feuer aber saß Hendrika, die Pavianfrau, und kochte etwas in einem roh geformten Topfe. Sie war in Pavianfelle gekleidet und ihr Gesicht war mit einer schwarzbraunen Farbe eingerieben. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit wilden Augen nach Stella; aus ihnen glühte der helle Wahnsinn, vermischt mit einem gewissen Ausdruck von Bärtlichkeit, der fast an Anbetung streifte. Dann starrte sie wieder auf die kleine Tota und knirschte dabei mit den Zähnen, als wollte sie dieselbe im nächsten Augenblicke zerfleischen. Offenbar war sie auf die Kleine, die sich so innig an Stella aufschmiegte, im höchsten Grade eifersüchtig. Um die



Königin Wilhelmine von Holland mit Prinz-Genoese und Kind.

Eingangswölbung der Höhle schauten die Köpfe vieler Paviane. Einem von ihnen machte Hendrika ein Zeichen; er kam sogleich herbei, und sie gab ihm einen irdenen Topf, der neben ihr lag. Er nahm ihn und ging hinweg. Dies war das Letzte, was ich deutlich sah, denn die Vision begann nun langsam aus dem Wasser zu schwinden, nur war es mir, als sehe ich den dunkeln Schatten des Pavian, der mit einem Topf voll Wasser zurückkam.

Gleich darauf war alles verschwunden. Es war mir nicht mehr so seltsam zu Mute wie zuvor. Unter mir war bloß noch das leere Wasser, und neben mir stand Indabasimbi, der mich lächelnd ansah. „Du hast Dinge gesehen“, sagte er. „Das habe ich“, war meine knappe Antwort; denn mein Herz war zu voll, um viel zu reden. Ich hatte Stella gesehen, und wollte nun um jeden Preis bei ihr sein. „Weißt du den Pfad zu der Höhle?“ fragte ich Indabasimbi. — „Noch nicht genau“, war seine Antwort, „denn er geht in vielen Windungen; doch ich hoffe ihn zu finden; auch werden wir an einer Stelle die Seile brauchen.“

„Dann wollen wir schnell aufbrechen! Weshalb noch lange zögern? Die Leute haben gegessen.“ Er nickte mit dem Kopfe, und indem ich zu den Männern hinging, befahl ich ihnen, sich bereit zu halten und fügte hinzu, daß Indabasimbi den Weg wisse. „D, dann ist alles in Ordnung“, riefen sie freudig aus. „Indabasimbi hat den Stern „ausgerochen“; jetzt werden wir ihn bald finden!“ — Wohlgenut brachen wir zusammen auf, und auch meine Stimmung hatte sich so gebessert, daß ich imstande war, beim Gehen ein oder zwei gekochte Maiskolben zu essen.

Wir gingen das Tal hinauf und folgten dem Flußlauf ungefähr eine englische Meile weit. Dann wandte sich Indabasimbi plötzlich nach rechts einer anderen Klust entlang, deren es in dem großen Gebirge zahllose gab. Weiter stiegen wir von Klust zu Klust. Indabasimbi war nie im Zweifel; mit der Sicherheit eines Hundes, der eine warme Spur verfolgt, ging er die Schluchten und zerklüfteten Berggrüben entlang. Endlich nach etwa dreistündigem Marsch kamen wir in ein großes, stilles Tal am nördlichen Abhang des großen Peak. Auf der einen Seite des Tales war eine Reihe felsiger Kluppen, auf der andern stieg eine kahle Felswand in die Höhe, der wir etwa zwei englische Meilen weit entlang marschierten. Dann machte Indabasimbi plötzlich Halt.

„Dort ist die Stelle“, sagte er, auf eine sich öffnende Klippe hinweisend. Die Oeffnung mochte ungefähr vierzig Fuß über der Talsohle liegen und hatte eine ellipsenförmige Gestalt. Sie war größtenteils durch Farnkräuter und Strauchwerk verdeckt. So scharf mein Auge auch war, ich hätte sie ohne Indabasimbi sicherlich nie entdeckt; denn es war in diesen Bergen ein förmliches Labyrinth von Klippen, Springen und Höhlen. Wir gingen näher heran und betrachteten den Platz mit großer Aufmerksamkeit. Was mir zunächst auffiel, war der Umstand, daß die Felswand, die nicht ganz senkrecht war, durch das beständige Auf- und Niedersteigen der Paviane ausgetreten war, ferner daß etwas Weißes dicht an der Spitze des Aufstieges an einem Strauche hing. Es war ein — T a s c h e n t u c h! Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr.

Klopfenden Herzens begann ich, allen übrigen voran, den Aufstieg. Die ersten zwanzig Fuß waren verhältnismäßig leicht zu ersteigen, denn der Felsen war schräg. Die nächsten zehn waren schon beschwer-

licher, doch für einen frischen, tatkräftigen Mann noch möglich. Ich erkletterte sie auch, gefolgt von Indabasimbi. Doch die letzten zwölf bis fünfzehn Fuß konnten wir nur ersteigen, indem wir ein Seil um einen abgebrochenen Baum schlangen, der auf der Höhe der Felsenand stand. Das kostete einige Mühe, der Rest war leicht. Ein paar Fuß über meinem Kopf flatterte das Taschentuch, das mir beständig zu rufen und zu winken schien. Endlich konnte ich es, mich am Seile festhaltend, ergreifen. Es gehörte Stella! —

In dem Augenblick, da ich es ergriff, sah ich das Gesicht eines Pavians über den Rand der Klippe lugen; es war der erste, der uns an jenem Morgen zu Gesicht kam. Das Tier heulte laut auf und verschwand! — Das Tuch in meine Brusttasche steckend, stemmte ich meine Füße gegen die Felswand und kletterte hinauf, so schnell ich konnte. Ich wußte, wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn der Pavian würde schnell die anderen alarmieren. Ich erreichte die Klust. Es war ein überdeckter Weg, der vom Wasser zerrissen war und endigte in einer Gasse, die zu irgend einem weiten, offenen Raume führen mußte. Ich blickte hinein und sah, daß die Gasse ganz schwarz von Pavianen war, die unter ohrenbetäubendem Geheul zu Hunderten herankamen. Schnell riß ich meine Elefantensfinte vor der Schulter und rief den Leuten unten zu, mit möglichster Eile heranzukommen! —

(Fortsetzung folgt.)

## Altheidnische Kafferngebräuche.

### Geburt und erste Kindheit.

(Fortsetzung.)

Die Gebräuche, die bei der Geburt eines Kafferkindes beobachtet werden, sind zahlreich und mannigfaltig und wollen hoch respektiert sein; das Gegenteil brächte schweres Unheil über das Kind und die ganze Familie. Die Braut muß sich bekanntlich der Mann mit Vieh erkaufen. Der gewöhnliche Preis ist zehn bis zwölf Ochsen; ist die Braut besonders schön und stark, oder die Tochter eines Chief, so werden wohl auch 40 bis 50 Stück dafür gefordert. Die Ware — denn anders kann man sie nicht nennen — wird dem Meistbietenden zugeschlagen. Bei manchen Stämmen erhält die Braut von ihrem Vater eine Kuh. Diese ist in besonderer Weise den Geistern der Vorfahren geweiht und heißt daher „Bringerin des Glückes“. Das Tier wird als heilig betrachtet und solange es am Leben ist, wird keines seiner Kälber geschlachtet oder verkauft. Stellt sich dagegen ein großes Familienunglück ein, oder bleibt die Frau kinderlos, so ist das Opfer dieser Kuh den Geistern der Vorfahren ganz besonders angenehm.

Sobald ein Kind zur Welt gekommen, schneidet man aus dem Schwanz jener Kuh einige Haare ab und slicht daraus ein zierliches Halskettchen. Dies wird dem Kinde umgehängt und sichert ihm unfehlbares Glück. Hierauf wird der Neugeborene mit Kuhdünger „gewaschen“, womit ein weiterer Segen verbunden ist. Nie fehlt es in einem Kaffernkraal an dienstbaren Geistern, welche einem Kinde diesen ersten Liebesdienst erweisen. In der alten Zeit war es im Sululand Brauch, daß die Mutter nach ihrer Niederkunft in ihrer Hütte sorgfältig abgeschlossen wurde, die übrigen Kraalinsassen aber erhielten vom Doktor eine eigene Medizin, die sie gegen jedes Unheil schützte. Diese Absonderung der Mutter dauerte einen vollen

Monat; ein Verstoß dagegen zog die Gefahr der Kinderlosigkeit nach sich.

In der Zwischenzeit wurde das Kind von den Weibern des Kraales fleißig mit abgekochten Kräutern besprengt, wobei sie uralte Lieder und Reime murmelten, die kein Mensch mehr verstand. Auch wurde tagtäglich ein geheimnisvolles Feuerchen angemacht, wohlriechende Substanzen hineingeworfen, und das Kind in den aufsteigenden Rauch gehalten. Das gab ihm Kraft und Weisheit, helle Augen und große Beredsamkeit! Manche Auktoren glauben auch, es sei dies geschehen, damit ein gewisser Feuergeist von dem Kind Besitz ergreife, allein in dem Ideenkreise der Kaffern findet sich nichts von einem solchen Geiste.

Der Vater des Kindes war gehalten, zu Ehren der Geister der Vorfahren einen Ochsen zu opfern, damit sie den Neugeborenen zeitweilig in schützende Obhut nähmen. Bei ärmeren Leuten tat's wohl auch eine Ziege. Ferner rief man einen Doktor; der gab der Mutter Medizin, machte dem Kind mehrere Einschnitte als Stammeszeichen ins Gesicht und rieb Medikamente in die Wunde, so daß eine wohl erkennbare, unauslöschliche Tätowierung sich bildete.

Die Behandlung nahm mehrere Tage in Anspruch.

Als Nahrung erhält das Kind die ersten zwei Tage saure Milch, dann erst gibt man es zur Mutter. Seine Lagerstätte ist auf ebener

Erde; vermag es nach einiger Zeit im Kraal, in dessen Mitte fast immer ein Feuerchen brennt, umeinander zu kriechen, so kann es das ruhig tun, nur muß es selber sehen, wie es sich glücklich durch all' die Gefahren des menschlichen Lebens hindurchschlägt. Denn in so einem Kraal, in dem neben einem Haufen Leute auch Kälber, Ziegen, Hunde und sonstige Tiere haufen, geht es oft lebhaft zu und kann man in allerlei „Bedrängnisse“ kommen. Doch eben das weckt den Geist und stärkt die Kraft, macht mutig und gewandt, und dient somit als Schule fürs spätere Leben.

Früher kam auch Aussetzung und Kindermord häufig genug vor. Schwache und krüppelhafte Kinder wurden ohne Bedenken auf einem Hügel ausgelegt

und hier ihrem Schicksal überlassen. Bekam eine Mutter Zwillinge, so wurde in der Regel eines derselben vom Vater getötet, denn ein abergläubischer Wahn sagte ihm, er würde sofort Kraft und Gesundheit verlieren, falls er nicht schnellstens einem der Kinder einen Klumpen Erde in den Mund steckte. Unter der jetzigen englischen Regierung geht man bei solch' dunklen Werken allerdings mit der nötigen Vorsicht zu Werke. Auffallend bleibt immer die Tatsache, daß man bei den heidnischen Kaffern nur selten schwache oder krüppelhafte Leute zu Gesicht bekommt.

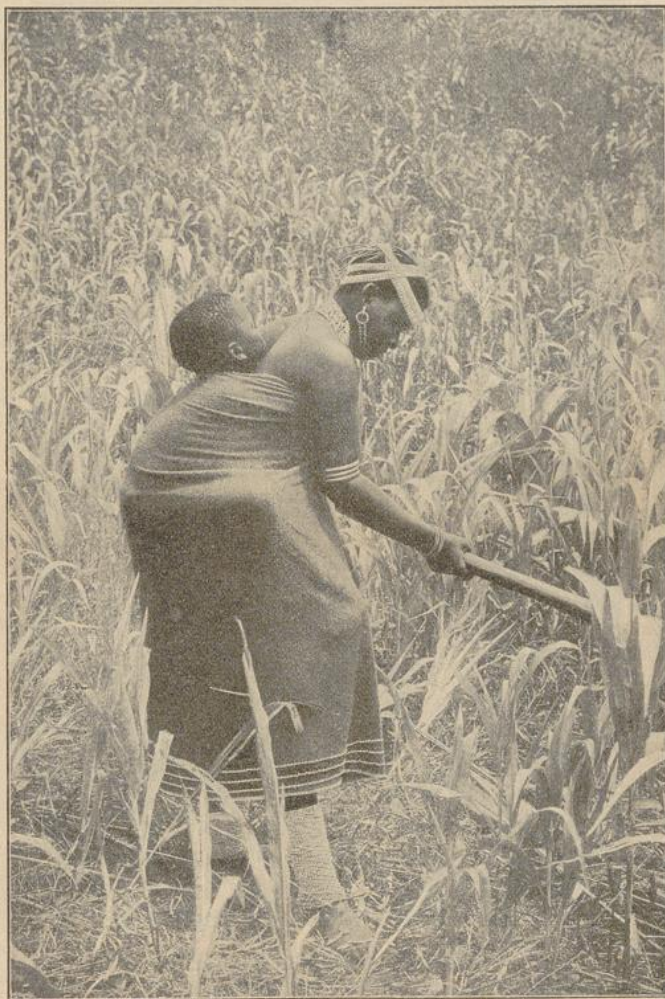
Annahme an Kindesstatt kommt bei den Eingeborenen nicht vor, es sei denn unter den nächsten Anverwandten im Todesfalle der Eltern, wohl aber nehmen sie fremde Kinder zuweilen in Pflege und nähren sie mit Kuhmilch. Wollte ein Kraalbesitzer mit

Viehstand einem armen Kinde dies verweigern, so brächte ihn dieser Geiz beim ganzen Stamm in Schande und Mißkredit. So gibt es noch mehrere Gebräuche, die scheinbar klein u. unbedeutend sind, und dennoch ein helles Licht auf den Charakter des ganzen Volkes werfen.

Natürlich hat fast jeder Stamm wieder seine eigenen Sitten und Gebräuche. So wird z. B. den Kindern in gewissen Fällen der eine oder andere Zahn ausgezogen oder abgezengt. Die Damaras schneiden ihnen überdies noch das letzte Glied des kleinen Fingers ab. Das

verleiht ganz wunderbare Kräfte! Mancher Kaffer amputiert sich in späteren Jahren selbst dies Fingerglied, wenn er glaubt, seine Kräfte nähmen ab. Denn diese Verstümmelung kräftigt und erneuert den ganzen Menschen. Mütter tun zuweilen das Gleiche, um ihrem Schmerz über den Verlust eines Kindes Ausdruck zu verleihen.

Ist das Kind zehn Tage alt, so muß es sich einer neuen Zeremonie unterziehen. Die Mutter sucht nämlich einen Baum, der vom Blitz getroffen wurde, gräbt an dessen Wurzeln ein Loch aus und legt das Kind hinein. Dann kaut sie gewisse Kräuter und Medizinien und bläst sie in weitem Bogen über ihren Sproßling. Hierauf zieht sie sich eine Strecke weit zurück, ohne



Kaffernfrau mit ihrem Kind auf dem Rücken jätet im Maisfeld Unkraut aus.

nach dem Kinde umzusehen, mag es weinen und schreien, so sehr es will. Weh ihr, wenn sie umschaut! Das bringt zeitweises unendliches Unheil über sie und ihr Kind. Nach einer Weile jedoch darf sie ruhig umkehren; jetzt kann sie es gelassen aus dem Loche herausnehmen und darf versichert sein, daß ihr Kind ein starkes Herz gewonnen und unter dem besondern Schutze des Himmels steht. Eine ganz ähnliche Zeremonie wird später vorgenommen, wenn das Kind etwa fünf Jahre zählt, und merkwürdiger Weise finden wir fast in jedem Kaffernstamm den Aberglauben, daß es unter gewissen Umständen absolut verpönt ist, sich umzusehen. Ein ähnliches Verbot lesen wir ja bekanntlich auch im Buche Genesis 19, 17 von Lot und seiner Familie, doch beruhte dies auf direkter Anordnung Gottes.

Kehren wir nun zu unserm Kraal zurück. Dudley Kidd erzählt weiter, er habe den Kraalbesitzer gefragt, wie viele Kinder er habe. Da brach dieser in lautes Lachen aus und meinte, das sei eine schwierige Frage, die er nicht so ohne weiteres beantworten könne. Uebrigens machte er sich sofort an die Arbeit; ein kleines Häuflein halberwachsender Kinder, die er schnell zusammenrief, diente ihm dabei als Rechenmaschine. Der Kaffer benützt nämlich zum Zählen stets die Finger. Der kleine Finger der rechten Hand bedeutet bei ihm „Eins“, dann zählt er weiter gegen den Daumen zu; der Daumen der linken Hand gilt ihm für die Zahl „Sechs“, bei „Zehn“ klatscht er einmal in die Hände. Hier aber hatte er so viel zu zählen, daß seine beiden Hände bei weitem nicht ausreichten; daher nahm er die seiner Kinder zu Hilfe. Er nahm also das nächststehende her und zählte, indem er dabei an seine Weiber und deren Kinder dachte, an dessen Fingern und zwar, wie gesagt, vom kleinen Finger der rechten Hand bis zum kleinen Finger der linken Hand. Dann nahm er ein zweites Kind her und machte es bei ihm ebenso. Jetzt aber brach er in ein unbändiges Lachen aus, die Sache machte ihm offenbar köstlichen Spaß. Er überdachte nochmals all seine Weiber und die ganze lange Reihe ihrer Kinder und fuhr dann in seiner Zählung fort. Nachdem er von sechs seiner Kinder alle die

schwarzbraunen Fingerchen abgegriffen hatte, glaubte er soweit zu sein, um nun die Finger seiner eigenen Hand benützen zu können. Hier zählte er bis sieben, rechnete nochmals die vielen Finger der genannten sechs Kinder zusammen und meinte zum Schluß, so etwa 66 oder 67 Kinder dürfte er schon haben! Sein ältestes Weib sei jetzt 70 Jahre alt, und sein jüngstes 17.

Selbstverständlich ist dies nur ein vereinzelter Fall, und es wäre lächerlich, zu glauben, jeder Kaffer habe 60 bis 70 Kinder. Die große Mehrzahl muß sich im Gegenteil mit einem einzigen Weibe begnügen und die Durchschnittszahl der am Leben bleibenden Kinder dürfte 5 bis 7 nicht übersteigen. Auch muß zugegeben werden, daß die großen Kaffernkraals infolge des immer weiter vorschreitenden Christentums und der europäischen Kultur in beständiger Abnahme begriffen sind.

Liebt ein Kaffernweib ihre schwarzen Kinder? Gewiß, so treu und innig, wie nur eine weiße Mutter ihre Kinder lieben mag. Einmal stellte ich, erzählt D. Kidd, eine kleine Probe darüber an. Ich fragte nämlich eine Kaffernmutter, ob sie mir nicht das kleine Kind, das sie gerade auf ihrem Schoße hielt, um 100 Mark — und diese bedeuten in den Augen eines Kaffernweibes ein ganzes Vermögen — verkaufen wolle? — Da stieß das arme Weib einen gellenden Schrei aus, verbarg ihr Kind unter der schmutzigen Decke, die sie umhängen hatte, und eilte schleunigst davon! Ich mußte ihr lange versichern, daß mein Ansinnen nur ein harmloser Scherz gewesen sei, bis sie endlich langsam zu

ihrer Hütte zurückkehrte. Dabei unterließ sie es aber nicht, ihr Kind fortwährend vor mir zu verstecken und mich mit mißtrauischen Augen zu mustern. Nein, ihr liebes, gutes Kind wäre ihr nicht feil gewesen um alle Schätze der ganzen Welt!

(Fortsetzung folgt.)

### Ein sonderbarer Taufkandidat.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Es war in den ersten Jahren, kurz nach Gründung unser Missionsstation Maria-



Bischof Dr. Rudolf Hittmair (Linz),

dessen Konsekration am 1. Mai im Dom zu Linz vorgenommen wurde. Zahlreiche Gäste aus Stadt und Land und aus allen Berufsständen waren herbeigeeilt, um diesem erhabenen Feste anzuwohnen zu können. Auch Erzherzog Josef Ferdinand war zugegen. Möge es ihm mit der Hilfe Gottes gegönnt sein, die Diözese zum Ruhme Gottes und der Kirche, zum Heile der Gläubigen zu leiten ad multos annos.

zell, als mit Bruder John, mit dem ich damals in einer Hütte zusammenwohnte, folgende ergötzliche Geschichte erzählte:

Phiri ea bohobe (Sprich: Phiri ja bohobe), auf Deutsch: „Wolf des Brotes“, ein alter schwarzer Haiden, wohnte in der Nähe unserer Neugründung und besuchte uns öfters mit seinem Besuch. Gewöhnlich kam er in der beliebten Bajuttracht, d. h. mit farbiger Wolldecke, die er kunstgerecht wie eine römische Toga über Brust und Schulter geworfen hatte. Manchmal gab er es auch bescheidener, d. h. er trug keine Toga, sondern nur eine alte, zerrissene Hose. Auch in der Kirche ließ er sich manchmal an Sonntagen sehen, doch nicht allzu oft. Seine Söhne und Töchter aber waren echte „Wolfskinder“ und lebten auch darnach.

Eines Tages nun erschien der famose Phiri ea bohobe vor Bruder John und bat kurzweg um die hl. Taufe, damit er, wie er jagte, auch das „Bohobe homonate“, (süße Brot), wie er die hl. Kommunion nannte, empfangen könne. Er hatte nämlich irgendwo der Feier der ersten hl. Kommunion beigewohnt, war da mit Staunen Zeuge gewesen von dem Glück und dem seligen Frieden, der auf dem Gesicht jedes Kommunitanten ruhte; dazu kamen noch die begeisterten Worte des Predigers, sowie verschiedene Bemerkungen katholischer Neubekehrten, die alle in den höchsten Ausdrücken die Würde, Erhabenheit und beseligende Wirkung dieses hochheiligen Sakramentes rühmten. Dieses Glückes wollte unser Held auch teilhaftig werden, und um beim Missionär keine Fehltritte zu tun, ging er vorerst zum nächsten Store, kaufte sich da eine nagelneue Hose und präsentierte sich sodann vor Bruder John mit den Worten: „Moruti (Lehrer), taufe mich, damit ich das „süße Brot“ empfangen kann!“

Der Moruti schaute sich den neuen Katechumenen mit etwas kritischen Blicken von rechts und links an und meinte dann: „Guter Freund, dein Wunsch ist an sich recht schön und gut, allein soweit sind wir noch lange nicht. Wenn du getauft werden willst, so mußt du vor allem in den Wahrheiten unseres hl. katholischen Glaubens gründlichen Unterricht empfangen, mußt deine heidnischen Sitten und Gebrauche aufgeben, ein neues, christliches Leben beginnen und vor allem deine vielen Weiber, bis auf eines, entlassen.“

Da riß der Kandidat erstaunt Mund und Augen auf und plagte dann mit der Frage heraus: „Wie, ich sollte nicht sofort getauft werden können? Ich hab' ja eine neue Hose an!“ — Nun war Bruder John derjenige, der vor Staunen nicht mehr wußte, was er sagen oder denken sollte. Der Morutho aber verfuhr nicht, seine Bitte gebührend zu motivieren. „Eigentlich liegt mir an eurer Taufe nicht gar zu viel“, fuhr er fort, „denn ich bin ohnehin schon zweimal getauft worden drüben, im Bajutoland, von den kalvinistischen Missionären. Die machten nicht so viele Schwierigkeiten wie ihr ama-Roma da. Ich präsentierte mich einfach in einer neuen Hose, bat um die Taufe und wurde sogleich zugelassen. Aber diese haben das bohobe homonate (süße Brot) nicht, wie ihr; gerade dies aber möchte ich empfangen, und da ich fürchtete, ich möchte es nicht so ohne weiteres bekommen, bat ich zunächst um die hl. Taufe.“

Inzwischen war auch der Moruti wieder zu Wort gekommen und begann nun, seinem Kandidaten eine Lektion zu geben, an der er manche Woche zu denken hatte. Ich selbst kam nach Jahresfrist wieder von

Mariazell fort und ich habe seitdem leider nichts mehr von unserm Phiri ea bohobe gehört. Hoffentlich weiß er jetzt, daß zum Empfang der Taufe mehr gehört, als eine neue Hose.

### Wann soll der Elternsegen erteilt werden?

Die Eltern sollen es nicht unterlassen, die Kinder wenigstens täglich einmal zu segnen. Am besten geschieht es vor dem Morgen- und nach dem Abendgebet oder wenigstens am Abend. Das ist das „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“ der Christen, welches über das der Weltleute himmelhoch erhaben ist.

Außer der sich täglich wiederholenden Segnung sollten die Eltern ihre Kinder noch besonders segnen:

Vor jeder heil. Beichte sollen die Kinder Segen und Verzeihung der Eltern erhalten, bevor sie vom Priester die Verzeihung Gottes erbitten.

Am Tage der ersten heil. Kommunion, wenn sie in feierlicher Prozession in die Kirche ziehen, um die Quelle alles Segens im allerheiligsten Sakramente zu empfangen.

Vor der Primiz eures Sohnes oder am Hochzeitstage der Kinder, bevor sie des heiligen Sakramentes der Ehe und des Brautsegens teilhaftig werden.

Will ein Kind ins Kloster eintreten, so sollt ihr freudig mit einem Segen es dem lieben Gott das Opfer seines Lebens bringen lassen.

Vor Beginn einer großen Reise, vor dem Eintritt ins Studium, beim Beginne und Abschluß der Ferien, beim Eintritte in die Kaserne oder den Dienst.

Endlich, Eltern, segnet eure Kinder, wenn ihr, auf dem Sterbebette liegend, Abschied nehmen müßt von ihnen. Glaubet mir, das Bild des sterbend segnenden Vaters, der sterbend segnenden Mutter wird sich tief einprägen in das Herz eurer Kinder, so daß kein Sturm der Leidenschaft es völlig zu verwischen im Stande sein wird.

„Ihr seid vielleicht nicht reich“, sagt der heil. Ambrosius, „ihr vermöget euren Kindern kein großes Besitztum zu hinterlassen; aber eines könnt ihr ihnen geben, das Erbteil eures Segens, und es ist um vieles besser, gesegnet als reich zu sein.“

Väter, Mütter, segnet täglich eure Kinder, besonders in der jetzigen Zeit, wo der Sozialismus jegliche Schranken zwischen Eltern und Kindern niederzureißen droht und meint, was Großes getan zu haben, wenn er Väter und Söhne als „Kameraden“ neben einandergestellt hat. „O Eltern, leget die Kronen nicht nieder, Ihr Könige und Hohepriester der Familie!“

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen ans: (Veröffentlichung war versprochen)

Reidhof, Eheharts, Merdingen, Geiselhöring, Freiburg, Gebenhofen, Emmendingen, Neufirch, Eichbach, Waldshut, Roggenburg, München, Künzelsau, Roth, Straßburg, Bodenmais, Ottobeuren, Schönan, Willanzheim, Malchingen (aus Elsf), Rogheim, Bruchsal, Hünghelm, Würzburg, Lindenberg, Mühlhausen, Oberwaldbach, Öbgingen, Steinburg, Obergrombach, Weißenburg, Poppenhausen, Greilsberg, Försbach, Schwerdorf, Künzelsau, Dornberg, Riddersheim, Neisting, Schliersee, Kaarst, Düsseldorf, Buede, Raftenberg, Steinheim, Bochum, Eichenheid, Roelsdorf, Haffelweiler, Würfelten,